

Zionslieder auf fremdem Boden?

Musik als mental-habituelle Lebensäusserung

Liebe Freundinnen und Freunde der Kirchenmusik.
Am Anfang und Ende meines Referats werde ich persönlich.
Die Mitte hingegen verströmt nahezu reine Sachlichkeit.

A. Prolog auf Reisen

Juli 2004 in Ghana, ich erinnere mich.
Es war Weltkongress der Reformierten, und ich durfte dabei sein.
Doch eines Morgens klingelte mein Wecker nicht.
Ohne mich reiste der Kongress in zwanzig Bussen ans Meer.
Ich holte den Ausflug nach, allein, mit meinem Fahrer.
Cape Coast und *Elmina* hiessen sie, die zwei Sklavenburgen.
Zwölf solcher Burgen gebe es noch in Ghana, las ich.
Portugiesen, Schweden, Dänen, Engländer,
auch die reformierten Niederländer und Brandenburger:
Alle hatten sich im Sklavenhandel versucht,
waren gierig auf Geld,
waren besorgt wegen Piraten
und hatten zum Schutz ihres Handels *eine feste Burg* gebaut.
In langen Märschen hatte man die Afrikaner herangetrieben,
aus allen Reichen und Gegenden südlich der Sahara,
hinunter an die Goldküste, wo sie zu schwarzem Gold wurden:
die Starken für die Arbeit auf tropischen Plantagen,
die Schönen für den Haushalt in schneeweissen Herrenhäusern,
Afrikas grossgewachsene, prachtvolle, ebenmässige Jugend.
Hier nun wurden sie nach Zuchtkriterien sortiert und gelagert,
frische Ware zur möglichst raschen Verschiffung,
human resources für boomende Märkte in der neuen Welt,
für Rio und La Habana, New Orleans und Kingston auf Jamaica.
12 bis 25 Millionen wurden hier durchgeschleust,
niemand weiss die Zahl genau.

Nun also Cape Coast und Elmina, ich allein unter Schwarzen.
Ein Gang führte mich hinab in die Dungeons.
Die Zeit, bis meine Augen im Dunkeln die Schatten erkannten,

war das Eintauchen in eine himmelschreiende Vergangenheit.
Stickige Luft, feuchte Wände, nackter Lehm.

An einer Ecke Kränze aus Virginia und Maryland:

To our fathers and mothers.

To those who had to take the way of no return.

Über den Dungeons, wo sie zwei bis drei Wochen warteten,
stehend die meisten, so wenig Platz war da unten für die vielen,
genau über den Dungeons aber, oben die Kapelle der Burg,
wo die frommen Herren in ihren pews Gottesdienst hielten,
ihrem Herrn Psalmen sangen, auch aus dem Psalter von Genf.
Gut reformiert an der Wand die schlichte Aufschrift *Psalm 132*,
reminder an einen wohlbekannten und auswendig gelernten Text:

Der Herr hat den Zion erwählt,

ihn zu seinem Wohnsitz erkoren.

Dies ist meine Ruhestatt für immer,

hier will ich wohnen.

Draussen aber brandete der Golf von Guinea gegen die Felsen.
Die tropische Luft war zum Braten heiss und zum Schneiden dick.
Schweigend stand ich vor dem Tor, das hinab zu den Schiffen wies:
The Gate of no return stand drüber geschrieben.

Die Pflasterung des Wegs war noch die alte,
europäischer Stil wie in unseren alten Städten.

Eine Gruppe schwarzer Amerikaner starrte still aufs Meer.

Wenige Tage danach, ich erinnere mich.

Der Kongress feierte Gottesdienst, ein Schwarzer predigte,
reformierter Pfarrer einer Stadtgemeinde in Kingston auf Jamaica.

Seinen tiefen sonoren Bass habe ich noch in den Ohren,
seine einfachen, elementaren Sätze, die er in die Stille warf:

Nun habe er den *African Holocaust* gesehen.

Was da zum Erlebten passe, sei eigentlich nur Schweigen.

Nicht geahnt habe er, wie es gewesen sein musste.

Die Sklaverei der Mütter und Väter sei nun vorbei, gewiss.

Aber nicht vorbei seien Drogen und Elend, Armut und Ausbeutung.

Nicht in seiner Gemeinde, nicht in Kingston, nicht auf Jamaica.

Einfache Worte, bewegte Sätze, zuletzt ein ganz ungeheuerlicher:

We will never allow our hearts to be bitter.

By the rivers of Babylon

There we sat down

*Ye-eah, we wept
When we remembered Zion
When the wicked carried us away in captivity
Required from us a song
Now, how shall we sing the Lord's song
In a strange land?*

*Let the words of our mouth
And the meditation of our heart
Be acceptable in thy sight
Here tonight.*

Das ist hier die Frage,
so exilisch wie gegenwärtig, so neu wie alt:
Kann man Zionslieder singen, wo kein Zion ist?
Und das ist die Antwort, im Psalm wie im Song:
Man kann, nicht nur das, man muss.

Doppeltes passiert hier:
Ein Psalm packt seinen Sitz im Leben ein und verweist mit ihm.
Die eine Nachricht:
Ohne Sitz im Leben kein überzeugendes Lied!
Die andere:
Man kann das Lied und seinen Sitz mitnehmen.
Was in Ps 132 sesshaft wurde, wurde in Ps 137 transportabel.

Ob ein *königliches Zionsfest* den Ps 132 erfordert hat oder nicht:
Gott lässt sich mit der Lade nieder und wird heimisch auf dem Zion.
Genau dort erwählt er die Davididen als Träger des Königshauses.
Thron und Altar haben nun einen Ort und sollen sicher wohnen.
Der Psalm spiegelt die erfüllte Sehnsucht nach Bleibe und Dauer.
So wird er ein Teil des Gottesdienstes und liturgisch wiederholbar.
Die Liturgiekommission des Ersten Tempels hat ihn approbiert.

Nur fünf Psalmen weiter sind Bleibe und Dauer wieder verloren.
Nur Auswendiggelerntes ist mitgezogen ins Exil nach Babylon
und handliche Leiern, die nun nutzlos in Euphratweiden baumeln.
Der Sitz im Leben des Zionslieds verlagert sich:
vom Wirklichen, das realiter gegeben war,
aufs Mögliche, das idealiter verheissen ist.
Der Sitz im Leben verwandelt sich auf dem Weg ins Exil:
vom Modus der Erfüllung zum Modus der Sehnsucht.

Aus altem Output wird neuer Input, von einem Vers zum nächsten:
Wie könnten wir Lieder des Herrn singen auf fremdem Boden?
Die rhetorische Frage unterstellt, der Sitz sei unveränderlich.
Sind Thron und Altar verschwunden, so sei das Lied nicht singbar.
Als institutioneller Output ist der Psalm,
wenn es die Institution nicht mehr gibt,
nur noch museal, nostalgisch, touristisch verwertbar.
Stoff für Dissertationen und Kongresse und Publikationen.
An die Institution gebunden ist er und mit ihr auch verschwunden.
Zionslieder als larmoyante Erinnerung an Grösse von einst.
Das überholte Gesangbuch einer Gemeinde, die es nicht mehr gibt.
Aber schon der nächste Vers durchbricht das orthodoxe Schema:
*Wenn ich dich vergesse, Jerusalem,
soll meine Rechte verdorren.
Meine Zunge soll an meinem Gaumen kleben,
wenn ich deiner nicht mehr gedenke,
wenn ich Jerusalem nicht erhebe
über die höchste meiner Freuden.*
Da ist es nun doch noch,
das institutionelle Zionslied von einst, das nun im Exil erklingt,
mitten in der nachinstitutionellen Reflexion über das Singen,
ob es was zu singen gibt, wenn die gewohnte Bühne fehlt.
Im neuen Input ist es nun,
dem der religiösen Sehnsucht nach Bleibe und Dauer,
als Zitat des alten Outputs,
der so zum Sitz der Sehnsucht mutiert.
Das mag ein Wechsel sein.
Was wirklich nicht geht,
weil die institutionelle Wirklichkeit nicht danach ist,
geht möglicherweise,
weil Religion nun im Modus der Sehnsucht ist.
In ihrem ersten, dem existentiellen, dem vorinstitutionellen Modus,
wo nicht das Geglaubte, sondern das Glaubenwollen gilt,
im Modus des religiösen Inputs.
Ich, ein betroffener Mensch, gebe meinem Erleben Ausdruck.
Das Lied wird zu meiner Expressivität, zu meinem religiösen Input.
Fern der Heimat erinnert es und hofft zugleich:
*Meine Zunge soll an meinem Gaumen kleben,
wenn ich deiner nicht mehr gedenke!*

Das wiederholt sich 2500 Jahre später, wie wir hörten,
in Kingston auf Jamaica:

Die deutsche *Boney M* hat den Song 1978 in die Charts gebracht:
37 Wochen Platz eins in Deutschland, 21 Wochen in der Schweiz.
Geschrieben haben ihn aber *Brent Dowe* und *Trevor McNaughton*.
Das war 1969, das war in Kingston, das waren zwei Schwarze,
das war die reggaege wohnte Gruppe der *Melodians*.

Die Psalmen 137 und 19 erinnern nun an den *African Holocaust*:
an die Deportation der Schwarzen, an ihren *way of no return*.
Die Reflexion über das Singen von Zionsliedern wird jamaikanisch.
Und wieder die gleiche Frage:

Kann man afrikanische Rhythmik pflegen, wo kein Afrika ist?
Man kann, und wie man kann!

Wir hätten den Reggae nicht, nicht den Samba, nicht den Jazz,
wenn Schwarze ihre Trommeln in die Mangroven gehängt hätten.
Nein, die afrikanische Conga vibriert nun karibisch.

Wir hätten ihre heitere Traurigkeit nicht, nicht ihre traurige Heiterkeit,
wenn sie im Exil weisse *Kinder am Felsen zerschmettert* hätten.

Nein, hier sind sie Psalm 137 zu unserem Glück nicht gefolgt.

Wir hätten nicht diesen ungeheuerlichen Satz aus Kingston,
diesen Satz, der uns Weisse ebenso beschämt wie rettet:

We will never allow our hearts to be bitter.

B. Mental-habituelle Expressivität

2012 konnten wir den Doppelband *Lebenswelten* publizieren.

Er besteht aus einer *Sinusstudie*, die extern eingeholt worden war,
und einer *Orientierungshilfe*, nach der intern verlangt worden war.

Das Ergebnis ist ebenso ernüchternd wie ermutigend.

Der mental-habituelle Ansatz offenbart Realität *und* Potenzial.

Er zählt nicht die Sänger, sondern fragt, warum sie singen.

Was und wann und wie statt wie viel.

In 2-3 Lebenswelten ist die *Volkskirche* noch weitgehend beim *Volk*.
Es sind die traditionellen, bodenständigen, gemeinschaftsorientierten.
Für sie ist Religion institutioneller Output und christliches Abendland.
Abba, Vater ist ja neutestamentlich belegt

und gehört also in die Sonntagspredigt.

Thank you for the music ist poppig beschwingt

und gehört in die Samstagabendfamilienfernsehshow mit Bier.

In 7-8 Lebenswelten aber ist die *Volkskirche* zunehmend ohne *Volk*.

Es sind dies die ichorientierten, gebildeten, fluiden.

Für sie ist Religion entweder überflüssig oder verborgen.

Abba ist für sie

Schwedenpop der Jahre 1972-82 und längst Schnee von gestern.

Das Ergebnis der *Sinusstudie* ist sogar ökumenisch kompatibel:

Katholische wie Evangelische sitzen auf schmilzenden Schollen.

Landeskirchliche wie Freikirchliche sind in ihren Milieus gefangen.

Das ist grosso modo die Diagnose:

Milieuverengung bei den politisch-strategisch Verantwortlichen,

Bei den professionell-operativ Verantwortlichen *Milieuinkongruenz*.

Und das ist ma non troppo die Prognose:

Kleiner, älter, ärmer.

Les jeux sont faits, könnte man meinen, *rien ne va plus*.

Äusserlich weggeschmolzen und im inneren Exil gefangen,

da stellen sich der *Volkskirche* die bereits gehörten Fragen:

Kann man Zionslieder singen, wo kein Zion ist?

Kann man afrikanische Rhythmik pflegen, wo kein Afrika ist?

Kann man ein Gesangbuch preisen, wo keiner mehr singt?

Man kann, das weiss ich.

Man muss sogar, das behaupte ich.

Man kann und muss und will, das vermute ich mal.

Oder noch mal anders:

Kann man jubilieren, wenn es einem die Sprache verschlagen hat?

Doch was wären dafür die Bedingungen?

Ich nenne deren vier und entfalte sie in vier Punkten.

Danach gibt es für die Praktikerinnen ein anrührendes Rezept.

Erste Bedingung: Öffnung des Religionsbegriffs

Ich plädiere für die Wiederentdeckung der grossen Religion.

Klein nenne ich, was nur ihr Output ist, zählbar und registrierbar:

z.B. Gottesdienstbesuch am Sonntag und Gebetspraxis im Alltag.

Aber nicht erst die geglaubte oder ungeglaubte Religion ist Religion,

nicht erst die *fides quae*, die Menge ihrer Glaubensgegenstände,

nicht erst ihr abgeschlossener und gepflegter *Heiliger Kosmos*.

Bereits Glaubenwollen oder Nichtglaubenkönnen, dieser Kampf,
bereits dieses Verweisen, diese Sehnsucht nach Sinn,
bereits die unreflektierte und unkultivierte *fides qua* ist Religion.
Sinn und Geschmack für das Unendliche nennt es Schleiermacher,
der alte Augustin das *cor nostrum, qui inquietum est*.

Religion ist Output & Input, Sense & Sensitivity, Antwort & Frage.
Der Modus von Input, Sensitivity und Frage ist immer intrinsisch,
der von Output, Sense und Antwort leider oft nur extrinsisch.

Religiös zu sein heisst nicht,

für eine fremde Antwort die eigene Frage zu suchen,

sondern

dafür zu brennen, in existentiellen Fragen Antworten zu entdecken.

Output, dem die Sehnsucht des Inputs nicht mehr abzuspueren ist,

Sense, der das Leuchten der Sensitivity nicht mehr ausstrahlt,

Antworten, die nicht mehr den Durst der Frage erkennen lassen,

sind Kunst fürs Museum oder Kitsch fürs Entertainment.

Die religiöse Sehnsucht aber,

jene Unzufriedenheit mit den eigenen Antworten aufs Dasein,

jenes Ungenügen an den grossen Erzählungen, die alles erklären,

jenes Hinausgehen über und Zurückgehen unter alles Tradierte,

diese stets das Gegebene transzendierende Sehnsucht:

Sie hat längst ihre eigenen lebensweltlichen Lieder und Kantaten.

Gesangbücher der Strasse und Liturgien des Alltags gibt es längst,

die grosse zehnmanualige Weltorgel der Postmoderne

mit der alten *vox humana* in allen Varianten.

Entdecken wir sie, und bald sind wir bei den Lebenswelten!

Kirche, die beim gut gehüteten und frisch restrukturierten Output,

bei aufpolierten Traditionen und duftenden Fleischtopfen bleibt,

ersieht aus Studien, die ebenfalls nur messbaren Output erfragen,

immer nur die eigene Dekadenz, dieses deprimierende

Schon-wieder-kleiner, Schon-wieder-älter, Schon-wieder-ärmer.

Anleitungen zum Traurigsein sind sie, diese Mitgliedschaftsstudien,
die dekadentweise das Verschwinden der Gletscher dokumentieren.

Kirche hingegen, die sich zuerst dem Input zuwendet, entdeckt,

wie religiöse Sehnsucht sich artikuliert in Nischen und auf Plätzen

und ja: auch wie sie von Konsum und Events genutzt wird,

dauerhaft stimuliert, aber niemals existentiell befriedigt.

Entdecken wir sie, die Sehnsucht hinter den Labels und Graffitis!

Wer sie entdeckt, versteht auch die religiöse Rolle der Musik:
Nicht nur gefälliger Dekor ist sie dann und nicht nur geiler Fun,
nicht nur schöne Unterhaltung oder schicksalhafte Beschallung.
Nein, sie gehört dann nicht mehr in die Welt beliebiger Objekte,
sondern wird Trägerin von religiöser Expressivität.
Musik wird Subjekt, das mich wahrnimmt, anspricht, ausdrückt.
Musik ist dann meine subjektive und religiöse Lebensäusserung.
Ob Zäuerli oder Rap, Schlager oder Chanson, Aria oder Gospel:
Musik kann religiöser Input und subjektive Expressivität sein.
Entdecken wir sie und gehen mit ihr in die Lebenswelten!

Zweite Bedingung: Wechsel der Perspektive

Fünzig Jahre Konsumkultur haben uns zu Konsumenten gemacht.
Auch uns bestimmt die stille Verwandlung von Leistungen in Waren,
von Gelegenheiten in Angebote, von Gliedern in Kunden,
von Erfahrung in Unterhaltung, von Beteiligung in Konsum,
von Teilnahme in Erfolg, von Beziehung in Quote.
Die *Evaluation* hat die Stellung des *Amen* übernommen.
Oft wird die Kirche nur veranstaltet statt gelebt,
das Wort nur konsumiert statt geglaubt,
die Gemeinde nur inszeniert statt gebaut.
Jede Homepage hat längst die Buttons *Angebote* und *Agenda*.
Jede Kirchenpflege strahlt einmal pro Legislatur ihr Sortiment.
Viele fragen, ob die Leistung wohl gefalle und was man gern so hätte.
Gemeinde lebt aber nicht von *likes* und *ratings* und *shopping lists*,
sondern vom religiösen Hunger nach Brot, das nicht steinig ist,
von der Sehnsucht nach Sinn, die auf Expressivität drängt,
und natürlich, ja doch, aber nicht mit der Tür ins Haus:
von jedem Wort, das aus Gottes Mund kommt.
Unser Auftrag ist nicht, geistliche Waren wohlfeil zu distribuieren,
sondern Gelegenheiten für menschliche Beziehungen zu schaffen.
Wechseln wir von der Konsumarbeit zur Beziehungsarbeit!

Wenn Musik mich ausdrückt, mich in meiner Lebenswelt,
dann kann sie auch Gemeinde gestalten, meine Gemeinde:
Gemeinde als Teil meiner lebensweltlichen Welt, die ist, wie sie ist,
und als Herausforderung anderer Welten, die sind, wie sie sind.
Milieusensible Musik, die zuerst Expressivität ist,
wirkt milieutranszendierend, weil sie Gesicht hat und Menschen trägt.
Gemeinsam ist das *humanum*, das in der religiösen Sehnsucht liegt:

Dass der Mensch sich im Wesentlichen nicht selber genügt,
sondern über sich hinausgeht.

Vox humana!

Gemeinde ist die Kommunikationsgemeinschaft des Glaubens,
nicht die Konsumgenossenschaft des spirituellen Gefallens.
Unser Auftrag ist nicht, *für* Menschen Gemeinde *anzubieten*,
sondern *mit* Menschen in ihrer Lebenswelt *unterwegs* zu sein.
Mag sein, dass uns dann *plötzlich ein Licht vom Himmel umstrahlt*.
Und wir *zu Boden stürzen und eine Stimme hören*, mag sein.
Geschieht derlei, so verstummen, die unterwegs sind, und hören,
und aus ihrer Sprachlosigkeit erwächst ein grosses Oratorium.
Mag sein, vielleicht auch nur ein Schrei, ein Kanon, ein Choral.
Oder ein Standard, ein Quodlibet, eine Sprechmotette, mag sein.
In jedem Fall aber mental-habituelle Lebensäusserung.
Wechseln wir vom Kundendienst zur Beteiligung!

Kirchenmusik, welche auch immer, ist kommunitäre Beteiligung.
Was da spielt und singt, ist aus dem Schweigen geboren,
ob vor Damaskus oder Männedorf oder Bümpliz-Oberbottigen.
Da sind nicht mehr Sender & Empfänger, Aussen & Innen.
Da sind nicht mehr Distributoren & Rezeptoren, Kapelle & Publikum.
Auch E-Musik & U-Musik sind da nicht mehr, Hochkultur & Tiefbau.
Nein, wenn Musik beteiligt, ausdrückt, trägt,
dann brechen Menschen gemeinsam ihr religiöses Schweigen.

Vox humana!

Wechseln wir von den Dirigenten zu den Partizipanten!

Dritte Bedingung: Diversifizierung der Expression

Aus dem Perspektivenwechsel wird ein Paradigmenwechsel.
Wer diesen konsequent vollzieht, kann jenem nicht ausweichen.
Lebensweltlich wird es nicht mehr *das* Kircheninstrument geben,
nicht *den* Choral, nicht *die* Liturgie, auch nicht *das* neue Lied.
Partizipation kappt Privilegien, und Beteiligung diversifiziert.
Institutionelle Monokulturen werden lebensweltlich gesprengt.
Keine Sorge, die Orgel bleibt *eine* Trägerin von Expressivität,
auch unser *Book of Common Prayer* bleibt in Kraft.
Aber nicht immer, nicht überall, nicht ex opere operato.
Die *vox humana* hat den Primat vor der *vox clericalis*.
Brechen wir institutionelle Zementierungen auf!

Wenn der Mensch, wie er ist, mit den Rhythmen, die er hat,
in den Räumen, wo er lebt, und in der Haltung, die ihm eigen ist,
wenn der Mensch so zum Subjekt seiner Gemeinde wird
und sie zur Kommunikationsgemeinschaft auch seines Glaubens,
dann entstehen, vermute ich mal mit dem Blick in die Postmoderne,
aus religiösen Genotypen lebensweltliche Phänotypen.
Genotypen sind strukturalistisch zu denken:
fundamentale, basale religiöse Akte,
weltweit und weltgeschichtlich dieselben,
interkonfessionell und sogar interreligiös,
aber mit unbegrenzbar vielen Phänotypen durch Räume und Zeiten:
sie nun zeitgeschichtlich, gesamtulturell, lebensweltlich bedingt.
Zum Beispiel die zwanzigminütige, rhetorisch gediegene *Kanzelrede*:
Gut für *Arrivierte*, *Traditionell-Bürgerliche* und *Statusorientierte*,
aber *Eskapisten* und *Experimentalisten* ein Greuel vor dem Herrn.
Oder das Bild *Hirt mit Schafen*, ob Metapher oder Gemälde:
Genügsam-Traditionellen und *Konsumorientierten* vertraut,
aber *Postmateriellen* und *Performern* so gut wie *Der röhrende Hirsch*.
Nein, niemand werfe jetzt den ersten Stein,
denn alle haben wir unsere *Idiotopie*, *Heterotopie* und *Utopie*,
jeder kennt seinen *Eigenort*, seinen *Sehnsuchtsort*, seinen *Unort*.
Breachen wir aus Respekt vor richtigen Grenzzäunen die falschen ab!

Der Genotyp *Reden mit Gott* bringt nicht nur das *Unservater* hervor,
auch den *Stosseufzer*, die *Fürbitte*, die *Gebetsgemeinschaft*,
den anonymen *Zettel*, die *Stille Zeit*, den reichen *Hymnus*.
Der Genotyp *Versenkung ins Heilige* kennt nicht nur die *Andacht*,
auch die westliche *Exerzitie*, die östliche *Meditation*, die *Trance*.
Auslegen von Bibel und Leben bedeutet nicht nur *Predigt*,
auch *Dialog*, *Poetry Slam*, *Bildmeditation*.
Breachen wir auf zum Reichtum religiöser Gestaltungen!

Die Bibel selbst ist ja diversifiziert und liefert viele Phänotypen.
Deshalb lernt der Exeget ja, nach dem *Sitz im Leben* zu fragen.
Wo ist eine Form zu Hause, und wer lebt von ihrem Gehalt?
Beten, Verkündigen, Bekennen, Jubilieren haben viele Gesichter,
geschehen an vielen Orten, zu vielen Zeiten, in vielen Lebenswelten.
Eine Hierarchie der Dignität oder Pneumatizität ist nicht erkennbar.
Selbst die *Zürcher Liturgie* stammt nicht vom lieben Gott,
und das *Reformierte Kirchengesangbuch* nicht vom König David.

Wie salomonisch also, stets *dem Volk aufs Maul zu schauen!*
Eher ist die Bibel
eine unermüdliche Anleitung zum religiösen Sprachspiel
als eine Festschreibung bestimmter Phänotypen,
eher eine Einladung, die *vox humana* lebensweltlich zu üben
als eine Empfehlung, Hierarchien und Königswege zu fixieren.
Brechen wir gut reformiert auf biblischen statt klerikalen Wegen auf.

Sprachspiele und Stimmengewirr erinnern mich an den Regenwald:
Da plappert es und singt, trällert, krächzt, säuselt, pfeift, lockt, warnt.
Biodiversität, die dem Laien zuerst chaotisch vorkommt,
bis er die gigantische Orchestrierung bemerkt und beobachtet:
Wie da jede Stimme ihre Nische besetzt und ihren Part behauptet,
wie Symbiosen und Mimikrys entstehen, Gäste und Wirte,
wie es bei allem lustvoll trieft und schmatzt, sich paart und mehrt.
Die Plantage hingegen ist die kunstvoll konservierte Einöde,
eine Freude vielleicht für greise Freunde der Militärmusik,
doch bereits nach acht bis zehn Jahren morbid.
Brechen wir die Plantagen um für das Abenteuer des Regenwalds!

Vierte Bedingung: Flexibilität der Sitze im Leben

Ich denke, der Sitz eines Phänotyps im Leben hat drei Stadien,
und ich vermute, es lohne sich, diese drei zu unterscheiden.
Psalm 137 weist alle drei Stadien auf.
Hören wir, schon uns selbst zuliebe, auf alle drei!

Den *ersten Sitz* nenne ich den *existentiellen und religiösen*:

Menschen folgen dem Genotyp *Heiliges Wandern*.

Sie pilgern nach Jerusalem und dort hinauf zum Zion.

Mindestens zu den grossen Jahresfesten tun sie das:

Jerusalem, gebaut als fest gefügte Stadt,

wo hinauf die Stämme ziehen,

die Stämme des Herrn. (122,2-3)

Unterwegs erleben sie Staub und Schweiss, Hunger und Durst.

Und sie machen die Erfahrung, nach Mühen endlich anzukommen.

Das drücken sie aus in Wallfahrtsliedern, die sie singen,

immer wieder mal, ob zu Hause oder wieder unterwegs.

Die Wallfahrt hat ihre Existenz verändert, bereichert, geprägt.

Nachher waren sie nicht dieselben wie vorher.

Die Psalmen 120-134 sind vermutlich solche Lieder.

Der Genotyp *Heiliges Wandern* generiert den Phänotyp *Wallfahrtslied*.
Der religiöse Akt wird expressiv in einem existentiellen Lied.
Ich hebe meine Augen auf zu den Bergen ... (121,1a)
Hören wir auf die Töne der Welt und der Erfahrung!

Den *zweiten Sitz* nenne ich den *institutionellen und theologischen*:
Im Tempel begegnen die Pilger der Tempeltheologie.
Hier wird Religiosität kritisch reflektiert und theologisch kultiviert.
Dabei wird existentielle Expressivität gesäubert und gerichtet.
Wilde Wallfahrtslieder werden domestiziert und redigiert.
Individuelle Frömmigkeit wird professionell und rituell beschnitten.
Hoffähig geworden, gelangen manche ins offizielle Gesangbuch.
In ihm stehen sie neben den theologischen Liedern der Institution:
Die Psalmen 48 und 76, 84 und 87 sind solche *Zionslieder*:
Gross ist der Herr und hoch zu preisen
In der Stadt unseres Gottes.
Sein heiliger Berg.
Schönster Gipfel,
der ganzen Welt Wonne,
der Berg Zion. (48,2-3a)

Zionslieder haben nur diesen zweiten Sitz:
Sie sind die lehrende Stimme der Institution, gegossen ins Lied.
Theologische Choräle für die theologische Pflicht der Liturgie.
Der Psalter ist das Gesangbuch der nachexilischen Gemeinde.
Er enthält nun beides: individuelle Kür und theologische Pflicht.
Existentielle Erlebnislyrik,
die einen ersten Sitz hat und nun einen zweiten: im Leben des Kults.
Theologische Gedankenlyrik,
die keinen ersten Sitz hat, sondern Ausdruck ist der Kulttheologie.
Die Zisterzienser hatten für ihre Liturgiebücher das *armarium*:
die geistliche *Waffenkammer* der Institution.
Ecclesia militans.
Hören wir auf die Töne der Institution und der Lehre!

Den *dritten Sitz* nenne ich den *nachkultischen und postmodernen*:
Psalm 137 befindet sich im Anhang zum Wallfahrtspsalter 120-135.
Nicht umsonst, denn er ist zwar einer, aber einer der anderen Art:
Diese Wallfahrt war eine Deportation, so gewollt und so erlebt.
Nicht Subjekte und Täter ihres religiösen Akts waren die Menschen,
sondern Objekte politischer Willkür und Opfer von Gewalt.

Jerusalem ist geschleift, der Tempel zerstört, der Kult geschändet.
Die alte Wallfahrt kann es *rite* nicht mehr geben, nur *post ritum*.
Ezechiel sieht aber, dass auch Gott seinen Tempel verlassen hat:
Die *kabod Jahwe* ist ausgezogen, die *Herrlichkeit Gottes* wandert.
In seiner Vision der *restitutio ad integrum* kehrt sie wieder zurück.
So wird die Wallfahrt, die keine ist, zur Reflexion des Wallfahrens.
In ihr leuchtet, was war: im Zitat des institutionellen Zionslieds.
In ihr schreit, was ist: die existentielle Erfahrung der Deportation.
In ihr denkt, was wird: der nachkultische Umgang mit Heiligem.
Nun kann man Gott auch dort Lieder singen, wo er *rite* garnicht ist.
Anders gesagt: Gott hat seinen angestammten Ort verlassen.
Ihm dennoch zu singen, ist zur unmöglichen Möglichkeit geworden.
Das ist die Situation der Postmoderne:
Die alten Genotypen entlassen nachinstitutionelle Phänotypen.
Manche sind so wild, so ungepflegt und ungesäubert wie ehedem,
manche so wenig hoffähig, so völlig nicht *rite*, so daneben wie vorher.
Man stelle sich den Grossmünsterorganisten mit Rastalocken vor.
den Synodalratspräsidenten hemdsärmelig hinter der Conga,
die Synodalen hüftenschwingend im Ratssaal,
während die Talare und Bäffchen in den Mangroven baumeln:
By the rivers of Babylon, yeah!
Der dritte Sitz im Leben zitiert den zweiten und gleicht dem ersten.
Nochmal, weil es entscheidend ist:
Der *dritte* Sitz im Leben zitiert den *zweiten* und gleicht dem *ersten*.
Das, denke ich mal, ist die Grundstruktur aller Postphänomene.
Das, behaupte ich, ist auch unsere gegenwärtige Situation.
Wir sind aber, weiss ich, nicht ohne Erfahrung mit ihr:
Wenn wer Migrationshintergrund hat, dann die Kirche.
Sie war immer schon ein Postphänomen.
Entstanden ist sie *post Christum*.
Hören wir auf die Töne der Erinnerung und Sehnsucht!

Was für kirchliche Räume gilt, gilt für alle religiösen Phänotypen:
Idiotopien gibt es, *Eigenräume*,
und *Heterotopien*, *Fremdräume*, die zu *Sehnsuchtsräumen* werden.
Religiöse Phänotypen können wie sie funktionieren.
Sie können meine persönliche *Idiotopie* beleben:
mir meinen Platz ermöglichen,
zu meinem *Eigenort* werden,
meine Welt und mein Erleben ausdrücken.

Mein Choral und meine Orgel, mein Chor und mein Festjubiläum,
und das alles verpasse ich nie.
Dann begleiten sie mich regelmässig.
Im *Tageskreis* und *Jahreskreis* und *Lebenskreis*,
und das Gesangbuch glänzt zufrieden in der Kirchenbank.
Religiöse Phänotypen können aber auch meine *Heterotopien* sein:
Nicht Erfüllung, sondern Ausdruck meiner religiösen Sehnsucht.
Ort, den ich nicht regelmässig aufsuche, zu dem es mich aber zieht,
dessen Besuche ich als gelegentliche Höhepunkte geniesse.
Als Herausgehobenes im Gewöhnlichen.
Gelegentliche Highlights ohne die vorgeschlagenen Kreise.
Der Jazzgottesdienst ohne den Tageskreis,
das Oratorium ohne den Jahreskreis,
die Hiphop-Orgie ohne den Lebenskreis.
Hören wir auf die Sprachen und Lockrufe der Orte!

Weil Gemeinden gerne ein Rezept mit nach Hause nehmen,
lese ich Ihnen meines vor.

Zehn Schritte hin zu lebensweltlicher Kirchenmusik:

- 1 abmachen: Wie viele Gemeinden bilden unsere Region?
- 2 bestellen: Wie sieht die Lebensweltlage unserer Region aus?
- 3 auswählen: Welche drei unbekannten Lebenswelten sind im Fokus?
- 4 einladen: Wer aus den Lebenswelten ist beteiligt an den Projekten?
- 5 explorieren: Welche Musik ist Trägerin religiöser Expressivität?
- 6 zuhören: Wie klingt solche Musik, und welche Logistik braucht sie?
- 7 projektieren: Mit welchen drei Erfahrungen wollen wir weiterkommen?
- 8 verstärken: Was brauchen die, die erfolgreich unterwegs sind?
- 9 strukturieren: Welche Ressourcensicherheit macht Erfolg nachhaltig?
- 10 weitersagen: Was bringen wir zur nächsten Konferenz mit?

Die Welt hat den Glauben verloren, heisst es?

Nein, der Glaube hat die Welt verloren.

Der dies geschrieben hat, Bruno Latour, ist Soziologe.

Gerne würde er *jubilieren*, so heisst sein Buch von 2002:

Jubiler – ou les tourmentes de la parole religieuse.

Was er verzweifelt will, will ihm zum Verzweifeln nicht gelingen.

Darüber denkt er nach:

*Aber ich brauche, schreibt er, dieses Neue,
diesen Psalter, den keiner in Verse gebracht,*

*diese Liedersammlung, die keiner zusammengestellt,
diese Heiligenbildchen, die keiner koloriert hat.
Kein Wunder, dass ich verdurste,
dass meine staubverklebte Zunge unter meinem Gaumen vertrocknet.
Alle Worte, die man mir anbietet, um mich beten zu lehren,
setzen die Zustimmung zu einer fremdgewordenen Sprache voraus.*
Latour sieht die religiöse Sprache stürmischen Zeiten ausgeliefert.
Sein Buch ist aus der Sprachlosigkeit geboren.
Er ist ein postmoderner Denker.
In geradezu biblischer Sprache beklagt er deren Unmöglichkeit.

Er tut damit nicht, was europäische Intellektuelle am liebsten tun,
wenn ihnen die Gretchenfrage der Religion gestellt wird:
Latour leiert nicht die falsche Litanei von der Säkularisierung,
der zufolge die Welt den Glauben verliert und nicht mehr braucht.
Im Gegenteil, er stellt die gängige These,
in der Religion immer nur als Output vorkommt
und stets die Institution mit der Religion verwechselt wird,
einfach auf den Kopf.
Oder, nach dem Perspektivenwechsel gesehen:
vom Kopf auf die Füße.
Der Glaube hat die Welt verloren, sagt Latour.

Was das für unseren Fall der Kirchenmusik heisst?
Phänotypen, nur mit institutionellem und theologischem Sitz,
und Expressivitäten, nur dort, wo alles nur *rite* ablaufen darf,
bleiben für viele stumm,
sprechen nur wenige Lebenswelten an,
drücken den Menschen der Postmoderne nicht aus.
Warum?
Sie sind nicht welthaltig.
Genauer:
Die Welt, die sie enthalten, gibt es nicht mehr.
Die Menschen, die sie ansprachen, sind gestorben.
Der erste Sitz im Leben, der sie gebar, ist unkenntlich geworden.
Noch genauer:
Kirchliche Phänotypik
hat sich den Krisen der Welt zu wenig gestellt,
sich in ihren wunderbaren Bestand eingeschlossen,
und sich nur noch um ihren Selbsterhalt gekümmert.

Expressivität aber, jede und immer und überall,
echte Expressivität lebt von allen drei Sitzen im Leben,
von alter und neuer Wildheit,
von der Domestikation und vom Zerbruch des Domestizierten.
Kultur lebt von der unmöglichen Möglichkeit:
vom Ausdruck des Unausdrückbaren,
vom Satz des Unsagbaren,
vom Gesang des Unnotierten.
Hören wir hin, wenn die Welt längst Glaubhaftes singt!
Lassen wir unseren Glauben zur Welt kommen!

C. Epilog im Bett

September 2013 in Männedorf, ich erinnere mich.
Ich hatte im August eine Krebsdiagnose erhalten.
Patientenverfügung und Testament hatte ich geschrieben.
Mein Haus bestellt, wie von Jesaja empfohlen.

Nun war ich operiert, hatte alles raus, war befreit.
Doch statt der Befreiung kamen drei schwere Komplikationen.
Blase, Magen, Darm:
Nichts ging mehr, und alles stand still.
Kabel, Schläuche, Infusionen:
Ich war nach allen Seiten gegangen und gefangen.
Bluthochdruck, Flachatmung, Liegeschäden:
Ich konnte weder Bücher lesen noch Musik hören.
Eine Woche ohne Schlaf und Essen:
Meine Rettung hatte mich aufgerieben und zermürbt.
Nach drei Wörtern war ich atemlos.
Sprachlos geworden.

Was mir blieb, ich erinnere mich gut,
waren Bilder und Texte, die mir nach und nach zufielen und
mein Bett umstellten wie stumme Freunde.
Qohelet und Hiob waren plötzlich da,
Dante kam mit dem *Inferno* und Orpheus mit seinen *Sonetten*.
Der junge Rimbaud sogar mit seiner *Saison en enfer*,
und der junge Fauré mit seinem *Cantique de Racine*.
Es hatte mir zwar gründlich die Sprache verschlagen,

aber es blieben mir diese Schätze meiner Erinnerung,
der ganze *passus duriusculus* des je Gelesenen und je Gehörten,
der Weg vom *homo factus est* bis zum *et ressurexit tertia die*,
am tiefsten nach allem Paul Gerhardt:

*Ich lag in tiefster Todesnacht,
du warest meine Sonne,
die Sonne, die mir zugebracht
Licht, Leben, Freud und Wonne.
O Sonne, die das werthe Licht
des Glaubens in mir zugericht',
wie schön sind deine Strahlen!*

Welch ein Glück, dies auswendig gewusst zu haben!
Nachinstitutionell, existentiell, im Exil,
Verse und Noten mit drittem Sitz im Spitalbett,
im Verstummen geboren und gehalten im Sprachlosen,
stellvertretende Sprache und stellvertretende Musik.